

Bezugspreis
Für die halbe Jahrgangzeit 1.50 Mark,
für die ganze Jahrgangzeit 3.00 Mark.
Die halbjährige Zahlung erfolgt vierteljährlich.
Für die halbjährige Jahrgangzeit 1.50 Mark.
Für die ganze Jahrgangzeit 3.00 Mark.
Für die halbjährige Jahrgangzeit 1.50 Mark.
Für die ganze Jahrgangzeit 3.00 Mark.

Anzeigegebühren
Für die halbjährige Jahrgangzeit 1.50 Mark,
für die ganze Jahrgangzeit 3.00 Mark.
Für die halbjährige Jahrgangzeit 1.50 Mark,
für die ganze Jahrgangzeit 3.00 Mark.

Sächsische Zeitung

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Nr. 271. — Jahrg. 190. Halle a. S., Dienstag 14. Juni 1898. Redaktion u. Expedition: Halle a. S., Leipzigerstr. 67. Berliner Bureau: Berlin SW., Bernburgerstr. 2.

Deutsches Reich.

* Gestern Morgen unternahm der Kaiser und die Kaiserin um 1/8 Uhr den gewöhnlichen Spaziergang im Tiergarten. Von 9 Uhr ab hörte der Kaiser den Vortrag des Chefs des Civilcabinet, Wirtz, Geh. Rath Dr. von Lucanus und später die Vorträge des Staatssekretärs des Reichsmarine-Amts, Staatsministers Kirch, sowie des Chefs des Warne-Rabinet, Admirals La suite, Contre-Admirals Frhn. von Soden-Albrun. Um 1/4 Uhr nahm der Kaiser das Frühstück beim Offizierscorps des Garde- u. Feld-Artillerie-Regiments ein und begab sich um 3 Uhr 25 Minuten mittels Sonderzuges nach Hoppengarten zum Armeegedächtnis.

* Die Feier des 80. Geburtstages des Großherzogs Karl Alexander von Sachsen-Weimar dürfte doch nicht so still verlaufen, als bisher geplant wurde, da der Kaiser und der König von Sachsen persönlich ihre Glückwünsche überbringen werden.

* Der Reichsanwalt Hübner, welcher gestern nach Berlin zurückgekehrt ist, gebot sich in den nächsten Tagen auf sein Bestimmungsort zu begeben.

* Zu der bereits gestern von uns für gelegten demokratischen Fabel von neuen Militärforderungen wird aus München geschrieben:

Was Bayern betrifft, so sind wir auf Grund zuverlässiger Nachrichten in der Lage, die Meldung von der Bildung eines dritten Armeekorps als auf Grundung beruhend zu bezeichnen. Im Gegensatz der allgemeinen Meinung ist die geringste Kenntnis von einer solchen Pläne. Und das dürfte es doch zuerst wissen! Den Stempel der Fiktion trägt schon die Nennung des Namens Nürnberg. Sollte es ein drittes bayrisches Armeekorps errichtet werden, warum, wie gesagt, zur Zeit noch Niemand weiß, so dürfte aus nachstehenden Umständen hervorgehen. Die Meldung von „neuen Militärforderungen“ dürfte demnach nur als ein recht ungeschicktes Manöver dienen zu bezeichnen sein, denn was von Bayern bestimmt mit geteilt werden kann, dürfte auch auf die „bedeutungsvollen“ neuen Armeekorps in Sachsen und Preußen angewandt sein.

Die Demokratie beherrschte die öffentlichen Meinung in der letzten Zeit, sein zündendes Schlagwort für die Wahl zu haben, womit sie Stimmengänge treiben konnte! Darum erfindet sie mehr oder minder plump alle möglichen Märchen, mit denen sie den Wahlsieger grüßeln zu können hofft. Aber das alte Sprichwort: „Lügen haben kurze Beine“ bewährt sich auch hier, denn bisher sind die sauberen Wahlsprüche der Kandidaten und verwandten Presse noch immer nicht erkannt und anerkannt worden. Das jeder einlässig denkende Mensch die verlogene Kampfbahn der Demokratie verabscheut, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden.

* Noch immer das Märchen vom gefährdeten Reichstagswahlrecht. Die „Rein. Ztg.“ theilt jetzt offiziell mit: Um einer agitatorischen Verwerfung der Militärdenk-Erklärung bei den bevorstehenden Reichstagswahlen vorzubeugen, ergeht es zweckmäßig, nochmals ausdrücklich zu konstatieren, daß die ganze Weisheit, ihrem vollen Umfang nach aus der Zeit gewiss, jeder tatsächlichen Begründung entbehrt. Der gemeine Deutsche Regierungsbürokraten sei ferner die Entwürfe zu einem neuen Landtagswahlgesetz ausgearbeitet, der inwiefern längst dem Landtage vorgelegen hat und verabschiedet ist. Vielleicht haben die Gewerksamänner des Herrn Müller dieses Landtagswahlgesetz mit dem Reichstagswahlgesetz verwechselt. Andernfalls ist es nicht erklärlich, aus welchen Quellen die Erklärung des Herrn Müller geflossen ist.

Wir sind neuerlich, was Herr Müller-Juba sich nun ausdenken wird, um sich aus der unangenehmen Lage zu retten. Der Bundesrat, in dem der Antrag auf das Landtagswahlrecht vorberathen sein sollte, will sich durchaus nicht finden lassen. Selbst Herr A. E. spürt nicht einmal ein menschliches Mitleiden mit dem armen Herrn Müller.

* Die Thomaspfand-Forderungen des Bundes der Landwirthe. Die „Korrespondenz des Bundes der Landwirthe“ hat sich nun entschlossen, eine eingehende Darstellung des Bundes hinsichtlich angeordnet worden ist, nämlich 25 Mrk. für das Strohmagazinpreis zuzusetzen. Der Preis für das Strohmagazinpreis ist nicht von Bundes vorzuschreiben, sondern daß es eine Offerte der Thomaspfand-Fabriken bildet, denn in dem genannten Schreiben vom 23. Januar 1898 heißt es: Wir sind bereit, nachstehendes Abkommen anzunehmen. Es mußte uns also diese Abkommen in der angenommenen Form angeboten worden sein; * daß uns ein Abkommen mit der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft, wonach wir mindestens denjenigen Mitgliedern des Bundes gegenüber, welche zugleich Mitglieder der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft sind, konformitätsmäßig wurden, uns bekannt war;

4) daß die Bundesmitglieder den vollen Genus der von den Werten gewählten 20 v. D. Frachtminderung bei Entfernungen über 400 Kilometer als Dierbaurer gebat haben.

Hieraus geht klar und deutlich hervor, daß die Darstellungen des „Bann. Cour.“ unrichtig gewesen sind. Es wäre die höchste Zeit, wenn die ganze Affäre, aus welcher der Bund der Landwirthe durchsunk fadenlos hervorgeht, endlich zum Schluß gebracht wird. Sie charakterisirt sich lediglich als ein faules und nicht gerade anständiges Wahlmanöver der linksliberalen Presse.

* Seitens des Ministers der öffentlichen Arbeiten, des Finanzministers und des Ministers für Handel und Gewerbe ist infolge einer aus den beteiligten Kreisen ergangenen Ausrufung bestimmt worden, daß, soweit in Laxen für staatliche Verkehrsanstalten (Hafen, Kanäle, Schiffe etc.) die Ausgaben für die mit privilegirtem Betrieb verbundenen Eisenbahnen, Straßenbahnen, den Fahrten zu verzeichnen sind, hienfür für beide Gattungen der gleiche, und zwar derjenige Satz zur Erhebung kommt, welcher nach dem betreffenden Tarif bisher für das niedriger bezahlte Gut galt.

* Auch in England geht man jetzt mit strengeren Strafen gegen den Ungehorsam der Bergbauarbeiter Friedlicher Arbeiter durch die Ungehorsamkeiten vor. Ein paar Spitzhakenarbeiter hatten sich dieser Tage vor dem Nottinghamer Gerichtshof zu verantworten, weil sie einem freien Arbeiter gedroht hatten, ihn zu blenden und ihm alle Knochen zu zerbrechen, wenn er nicht ihren Gehorsam leisten würde. Der Gerichtshof verurtheilte diese beiden Helden nicht, wie sie gedacht hatten, zu einer Geldstrafe, sondern zu einer Strafe, die sie nicht auf die Schulden ihres Gewerksamens abwachen können, nämlich zu sechs wöchigen Gefängnis bei harter Arbeit.

* In belästigten Kreisen wird die Frage erörtert, wie die unterirdischen Kämpfe besser zu führen, als es der Fall ist, wie der gegenwärtige Krieg ergeht. Namentlich England ist dabei am meisten betheilig, aber natürlich greift die Angelegenheit in das Züerestengebiet aller Staaten. Daß Kämpfe nicht vernichtet werden dürfen, kann zu Kriegzeiten Niemand fordern. Es kam sich also nur um eine veltteiligere Sachverbindung Europas mit überlebenden Staaten handeln. Und eine solche wird, wie wir hören, als eine allernächste Folge des Krieges ins Auge gefaßt und zur Ausführung gebracht werden.

Die Finanzlage des Reichs und in Preußen.

Am 15. d. Mts. findet der Finalabschluß sowohl in der Reichshauptkasse als in der preussischen Generalstaatskasse statt. Das Resultat des Finanzjahres 1897/98 für das Reich wie für Preußen wird daher in Kurzem feststehen. Während für Preußen nach alter Uebung die betreffenden Zahlen erst bei der Vorlegung des nächstjährigen Etats mitgetheilt werden und man bis dahin auf die dem Landtage mitgetheilten Schätzungen, nach denen das Finanzjahr 1897/98 für Preußen wiederum ein glänzendes ist, angewiesen bleibt, findet für das Reich regelmäßig die Veröffentlichung des Jahresabschlusses statt. Auch gestatten die regelmäßigen Mittheilungen über die Erträge der wichtigsten Einnahmen des Reichs schon vor der Veröffentlichung des Abschlusses ein einigermaßen sicheres Urtheil über die Ergebnisse desselben, obwohl zu einem ganz vollständigen Bild das Verhältniß der Ausgaben zu dem Einnahmeüberschuss von Ersparungen und Einlöschungen fehlt.

Die jetzt bekannt gegebenen endgiltigen Zahlen über die Erträge der Zölle und Verbrauchsabgaben, der Stempelsteuer, sowie der Post- und Eisenbahnverwaltung liefern den zäglennünftigen Beweis, daß die Finanzen des Reichs sich in außerordentlich günstiger Lage, seine Einnahmen zugleich in stetig aufsteigender Bewegung sich befinden. Die für Rechnung des Reichs erhobenen Verbrauchsabgaben haben, trotz dem die Zuckerteier hinter dem ausnahmsweisen hohen Ertrage des Jahres 1896/97 um einiges zurückgeblieben war, im Ganzen beinahe 9 1/2 Millionen mehr eingebracht, als im Etat vorgeesehen ist und die Post- und Telegraphenverwaltung, sowie die Eisenbahnverwaltung haben gegen den Etat eine Mehreinnahme von zusammen über 15 1/2 Millionen Mark geliefert.

Noch günstiger ist die Entwicklung der der Klausel Franzosen ein unterliegenden Zölle, Verbrauchs- und Stempelsteuern. Diese haben nach Abzug der dem Reiche verbleibenden 134 Millionen aus dem Ertrage der Zölle und Steuern nicht weniger als 470 1/2 Millionen Mark eingebracht, während der Etat Uebererlösen von 9 1/2 Mill. M. mehr als diesen Einnahmequellen geflossen, als bei Aufstellung des Etats veranschlagt ist und die Bundesstaaten würden, wenn die Klausel Franzosen nicht unermindert in Kraft stände, fast das im Etat vorgeesehenen Uebererlöses der Matrifularumlagen von rund 18 Millionen Mark eine Summe von über 48 Millionen M. mehr vom

Reiche erhalten, als sie infolge von Matrifularumlagen an dasselbe zu entrichten haben. Bekanntlich verließen ihnen aber von diesem Betrage nach dem Reichsfinanzgesetz von vorigen Jahre nur 25 Prozent, während 75 Prozent zum Zwecke der Schuldentilgung von der Reichskasse eingezogen werden. Der überaus günstige Eindruck, welchen man nach diesen Zahlen von der Entwicklung der Einnahmen des Reichs gewinnt, wird noch erhöht durch den Umstand, daß die hohen Erträge der Zölle erzielt sind, obwohl die Getreidepreise infolge der Verminderung der Getreideeinfuhr weit hinter dem Durchschnitt zurückgeblieben waren.

Die Uebererlöse der Einnahmeerträge des Reichs für 1897/98 liefern, wie die „N. N.“ ausführen, jedoch den Beweis, daß das Reich finanziell durchaus in der Lage ist, ohne die Erschließung neuer Einnahmequellen auch die erhöhten Ausgaben für die Flotte zu bestreiten, sofern nur Frieden bleibt und das deutsche Erwerbsleben sich in geüblicher Weise fortentwickeln kann. So sehen wir auch diesen für die Wohlthat des Reiches wie der einzelnen Glieder desselben so überaus wichtigen Faktor der Finanzen nach Ablauf des ersten Jahres der Regierung Kaiser Wilhelm II. in glänzender Entwicklung, die um so beruhigender ist, als trotz der großen Aufwendungen, welche zu Zwecken der Landesverteidigung, der Kultur, der Aufbesserung der Lage der Reichsbeamten, der Erweiterung und Erschließung der Abgabengebiete des deutschen Erwerbslebens in diesen zehn Jahren gemacht sind, keine erhöhten Ansprüche an die Steuerkraft des deutschen Volkes gestellt werden mußten.

Ueber die Stellung der Regierung zur Sozialdemokratie

finden wir in dem Organ des Finanzministers Dr. von Miquel folgende höchst erfreuliche offizielle Ausrufung:

Gewisse demokratische und radikale Blätter regen sich darüber auf, daß die Regierung in letzter Zeit eine härtere Stellung gegenüber der Sozialdemokratie eingenommen habe. Ein gewisses schändliches Wohlwollen für die sozialdemokratischen Verführer zur Schau zu tragen, mag zwar manchen Leuten eine gewisse populäre Bekanntschaft bieten, die verantwortlichen Stellen aber können eine so unantwortliche Haltung nicht annehmen. Niemand müßte die die bürgerlichen Kreise immer wieder von Neuem auf die Gefahren einer weiteren Entwicklung der Sozialdemokratie hinweisen. Der Abg. Babel hat sich am 28. März im Reichstage offen als Republikaner bekannt; Herr Liebknecht hat die Vertreibung der Fabrikanten aus ihrem Besitz in Aussicht gestellt; von anderer sozialdemokratischer Seite wird die Wegführung aller fähigen und ländlichen Weibes gefordert und, um die Bauern vertrauensvoll zu machen, hat man sich nur bereit erklärt, auf Wunsch jeden Bauer sowie zu lassen, daß seine Familie davon leben kann. Gegenüber der Sozialdemokratie, welche laut zahllosen Neuerungen ihrer Führer, alle bestehenden gesellschaftlichen Zustände glatt beiseite, in alle Privatverhältnisse mit gewaltthätiger Faust eingreift, Amden und Rindskinder tadeln will, was die Vorhaben erorden haben: gegen über einer solchen revolutionären Richtung müssen die bürgerlichen Parteien ebenso wie die Regierung eine feste Haltung annehmen, und es ist einfach politische Feindschaft zu behaupten, daß der Sozialdemokratie mit solchen Abhichten ganz und gar nicht Ernst sei, daß das Alles nur Worte seien. Die Geschichte lehrt uns in tragischer Weise, daß sich angefaßt solcher Umsturzbildungen immer die ewig Blinden gefunden haben, die in bequemen Optimismus oder aus engherziger Eitelkeit sich als die Mägen, Einflüßigsten hinstellen und sich und andere damit zu beruhigen suchen, daß der Unfug gegenüber den ewigen Gelesenen nicht bestehen könne. Gerade diese vorurtheilsvollen Politiker waren bei Eintritt großartiger Katastrophen immer die ersten, die bei Seite gefahren wurden.

Wir glauben auch nicht an den dauernden Sieg des politischen und wirtschaftlichen Unfugs; wir sind aber der Ansicht, daß auch die verwerflichen politischen Richtungen ungeheures Unheil anrichten können. Insbesondere glauben wir dies von der sozialdemokratischen Bewegung, die auf ungesamtes Volksleben geradezu vergiftend eingewirkt hat.



[Nachdruck verboten.]

Hinaus in die Welt.

2) Roman von D. Elſter.

Aber ſo — vor ihre Seele trat das Bild Reinhold Heilborns. Er hatte ſchon für ſie geſchwärmt, als ſie noch zur Schule ging. Er war ihr treu geblieben; wenn ſie wollte, konnte ſie noch heute ſeine Braut werden. Aber ſie erſchrak vor dem Gedanken an das einsame Forſthaus drüben im Walde, wo ſie als ſeine Frau — als die Frau Revierförſterin, in Jahren vielleicht als die Frau Oberförſterin leben ſollte. Nein, nein, nur das nicht, nur das nicht!

Und der Rechtsanwaltdoktor Ernst Hartung? — Er ſchwärmte für Muſik, im Uebrigen aber war er ein viel zu ſelbſtſüchtiger Charakter, als daß er die Tochter eines kleinen armen Beamten heirathen ſollte. Andere Herren kannte ſie nicht, die in Betracht kommen konnten. Sie verſpürte aber auch nicht die geringſte Neigung, ſich zu binden. Wenn ſie in der Stille und Kleinheit einer ſolchen Ehe weiterleben wollte, dann brauchte ſie nur in ihrem väterlichen Hauſe zu bleiben. Aber ſie wollte hinaus in die Welt, — hinaus, um etwas zu werden, um Glanz und Reichthum zu ſehen, zu erwerben, um groß, berühmt zu werden, wie jene Sängerin, welche der Fürſt an dem Feſttag der ſilbernen Hochzeit am Arm in den Saal geführt und ihr in ehrerbietiger Weiſe die Hand geküßt.

Dieſe Stunde ſtand ihr ſtets vor den Augen. So wollte auch ſie daſtehen in der Welt, angeſtaunt, bewundert von den Menſchen. Ihr Haupt ſank von der Hand wieder auf den Arm. Das heiße Sehnuſchtsgefühl quoll mächtiger denn je in ihr empor und plötzlich entſtürzten ihren Augen brennende Thränen.

So fand ſie die Frau Rätſin, welche ihre Tochter zum Mittagſeſſen rufen wollte. Erſchreckt eilte ſie auf Willy zu und beugte ſich zärtlich beſorgt über die heftig Weinende. —

Zweites Kapitel.

„Habe ich es nicht ſtets geſagt, Fräulein Willy, daß Sie eine große Künſtlerin ſind?“ ſagte der Rechtsanwaltdoktor Ernst Hartung mit ſeinem ſanfteſten Lächeln, als er am Abend den Erfolg der heutigen Prüfung erfuhr.

Ein leiſche Röhle ſtieh in den blaſſen Wangen des jungen Mädchens empor. „Eine große Künſtlerin — ? Ach, wie weit bin ich noch davon entfernt!“ Ihre Augen ſchweiften ſehnuſchtig in die Weite und ein leichtes, ſchmerzliches Lächeln unſpielte ihre Lippen.

„Für Henningerode ſind Sie bereits eine große Künſtlerin und für die Welt werden Sie es auch noch werden. Sie wollen doch den Rath des Kammermuſikus befolgen, Herr Rath?“ wandte ſich Doktor Hartung an den Kanzeleirath, „und Ihre Tochter auf das Konſervatorium ſchicken?“

„Ich weiß in der That nicht — ich muß es mir noch einmal überlegen — es iſt doch keine Kleinigkeit, ein junges

Mädchen allein in die Welt hinauszuſchicken.“ meinte der Rath unſchlüſſig, aber doch nicht mehr ſo abweichend wie früher. Er war ſchwankend geworden, nachdem er am Nachmittag eine lange Unterredung mit ſeiner Gattin und dem Kammermuſikus Weber gehabt hatte, welche Beide energiſch für eine weitere Ausbildung Willys eingetreten waren. Und jetzt auch der Doktor Hartung! Der Kanzeleirath fühlte ſeine Widerſtandskraft immer mehr ſchwinden. Da kam ihm ſeitens ſeines Neffens, des jungen Forſtmanneſ Reinhold Heilborn, unerwartete Hilfe.

„Berlin iſt allerdings ein ſehr theures Pflaſter, Onkel,“ ſagte er lachend. „Ich hab's ſelbſt kennen gelernt, als ich auf der Forſtademie in Eberswalde ſtudirte. Und weſhalb ſoll denn Willy durchaus eine Künſtlerin werden? Leb't es ſich hier nicht weit beſaglicher, als draußen in der großen Welt? Und wenn Willy ſich einmal verheiratet,“ ſetzte er erröthend hinzu, ohne den angefangenen Satz zu vollenden.

„Mein Junge, das verſteht Du nicht,“ warf die Rätſin ein.

„Mag ſein, Tante,“ erwiderte Reinhold mit einem verlegenen Lächeln und ſah nachdenklich den blauen Rauchwölkchen ſeiner Zigarre nach.

„Ja, ich glaube auch, lieber Freund,“ nahm der Rechtsanwaltdoktor wieder das Wort, „daß Sie ſich einen falſchen Begriff von dem Weſen und dem Leben einer modernen Künſtlerin machen. Ihr Beruf führt Sie ja auch ſelten mit der Kunſt in Berührung. . .“

„Deſto mehr mit der Natur,“ brummte Reinhold, „und ich ſollte denken, daß dieſe uns die Kunſt, Ihre moderne Kunſt, Herr Doktor, vollſtändig erſetzen kann.“

„Dem modernen Menſchen doch wohl nicht. Die Kunſt von heute, mein lieber Heilborn, ſtellt große Anforderungen an ihre Jünger und Jüngerinnen, belohnt aber auch in ganz anderer Weiſe, wie das früher der Fall war. Sehen Sie ſich doch einmal die Verhältniſſe unſerer erſten Pianiniſtinnen oder Sängerinnen an? Sie leben wie Fürſtinnen von dem Ertrage ihrer Kunſt, ſind hochgeehrt und verkehren in der erſten Geſellſchaft. Ja, ich kenne ſehr viele Beiſpiele, wo junge Künſtlerinnen ihre Eltern, ihre ganze Familie nicht nur unterhielten, ſondern glänzend unterhielten, Herr Rath. Wiſſen Sie, was z. B. Fräulein Wallh Ring, die königlich ſächſiſche Hofpianiniſt, welche bei der ſilbernen Hochzeit unſeres Fürſten hier ſpielte, von ihrem Tournee durch Rußland heimbrachte im letzten Winter?“

„Nein, Herr Doktor.“

„Na, ich hab' es erfahren, als ich für die Dame einen Kontrakt aufſetzen mußte. . . faſt achtzigtauſend Mark, Herr Rath.“

„Unmöglich — achtzigtauſend Mark?! Das iſt ja ein Vermögen!“

„Freilich — ein Vermögen. Und da, Herr Rath, iſt es doch wohl des Opfers werth, das Sie der Ausbildung Ihrer Tochter bringen müßten.“

„Allerdings — wenn man wüßte, ob sie's auch so weit bringe . . .“

„Papa, ich werde mit allem Fleiß bestrebt sein . . .“

„Man muß auch an Deine Schwester und Deine beiden Brüder denken, welche noch die Schule besuchen.“

„Gerade an sie denke ich, Papa!“

„Um, es ist zu überlegen . . .“

„Was das Talent Ihrer Fräulein Tochter anbetrifft, so bin ich überzeugt, daß sie sehr bald ihr Ziel erreichen wird. Der Kammermusikus Weber ist ja ganz begeistert von Milly,“ meinte der Rechtsanwalt lächelnd.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und Grete schaute mit lachenden Augen und hochrothen Wangen herein.

Die Frau Räthin erhob sich. „Wenn ich dann bitten dürfte . . .“

Der Rechtsanwalt reichte ihr galant den Arm und führte sie in das Speisezimmer. Würdevoll folgte der Herr Rath. Bögernd stand Reinhold Heilborn da.

„Nun,“ lachte Grete, „wollt Ihr Euch nicht den Arm geben?“

Reinhold trat auf Milly zu; diese athmete tief auf, wie aus einem Traume erwachend, und legte ihre schlanke, nervöse Hand leicht auf den Arm Reinholds. Stumm schritt sie an seiner Seite, die großen, grauen Augen weit geöffnet in die Ferne richtend, mit ihren Gedanken, ihrer Seele in der Zukunft weiland, die wogend und wallend wie ein lichtdurchfluthetes Nebelmeer vor ihr sich ausbreitete.

Auch Reinhold versuchte nicht, ein Gespräch anzuknüpfen. In sein Herz schlich sich eine leise, schmerzliche Wehmuth; er fühlte, daß Milly ihm mehr und mehr entschlüpfte, daß all seine warme, treue, ehrliche Liebe vergeblich war, daß er sie mit all seinem tiefen Empfinden nicht an die enge und doch so traute Heimath zu fesseln vermochte. Auch bei Tisch, wo Doktor Hartung zumeist die Kosten der Unterhaltung bestritt, saß Reinhold schweigend da, kaum auf die leisen Fragen der beiden Knaben antwortend, die sich nach dem zahmen Reh erkundigten, das sich auf der Oberförsterei befand.

Die Unterhaltung drehte sich um Kunst, Künstler und Künstlerinnen. Was sollte er, der einfache Forstmann, von diesen Dingen sprechen, die er nicht verstand. Ja, ein herziges Volkslied bewegte auch seine Seele tief und wenn das Waldhorn von fern erklang, dann zog auch durch sein Herz ein weiches, tiefes Empfinden. Aber Richard Wagner, Verdi, Rubinstein, er hatte wohl von ihnen gehört, aber er verstand die Feinheiten ihrer Musik nicht, wenn er auch von den gewaltigen Konfusen ihrer Werke hingerissen wurde. Und nun sah er, wie die träumerischen großen Augen Millys erglänzten, wie ihre Wangen glühten, als sie sich mit Doktor Hartung in das Gespräch über die Meisterschöpfungen jener Künstler vertiefte. Immer trauriger ward seine Seele, immer schmerzlicher krampfte sich sein Herz zusammen. Er verzichtete mit blutendem Herzen auf sein Glück, auf seine Liebe.

Als der Braten aufgetragen wurde, erhob sich Doktor Hartung und brachte in wohlgefehrter Rede einen Toast auf Fräulein Milly, den zukünftigen Stern am Kunsthimmel Deutschlands, aus, „und Fräulein Emilien's Namen wird als der schönste Stern an dem Himmel der Kunst erstrahlen. Alle Welt wird rühmend ihren Namen nennen und Grafen und Fürsten werden der schönen Künstlerin ihre Huldigungen zu Füßen legen. Dann wird unsere junge Freundin mit stolzem Lächeln auf uns herabsehen, die wir hier in dem kleinen Städtchen ein stilles, einfaches, arbeitsreiches Leben führen. Dann wird ihr dieses Leben wie ein halbverschollener Traum

erscheinen und sie wird in ihren Triumpfen unserer kaum gedenken . . .“

„Nein, nein, das wird niemals geschehen!“ rief Milly, während die Thränen ihren Augen entströmten.

„Mit diesem Wunsche, meine theure Freundin, will ich schließen,“ fuhr Doktor Hartung fort. „Mögen Sie auch in der glänzendsten Zeit Ihres Lebens Ihrer Freunde in dem waldbumrauschten Henningerode nicht ganz vergessen; mögen Sie zuweilen nur an Ihre Freunde hier zurückdenken, welche Ihren Weg im glänzenden Sonnenschein des Ruhmes, des Glückes stets mit der Aufmerksamkeit treuer Herzen verfolgen werden. Und nun lassen Sie uns anstoßen auf das Wohl und die Zukunft unserer jungen Künstlerin!“

Die Gläser klangen zusammen. Ernst und Waldemar, die beiden Gymnasiasten, riefen enthusiastisch Hoch, der Herr Rath schüttelte dem Redner die Hände, die Frau Räthin meinte einige Thränen der Rührung und der Freude und Milly warf sich an die Brust der Mutter, ihre überströmenden Augen an deren Herzen verbergend.

Reinhold war blaß geworden, aber er bezwang sich und stieß mit dem Rath und dem Doktor Hartung an.

„Wollen wir nicht auch anstoßen, Vetter?“ fragte Grete lächelnd, obgleich ihre Stimme in leiser Wehmuth erbebte.

Sie hielt ihm ihr Glas entgegen und sah ihn mitleidig an. Sie allein verstand ihn. Sie hatte das Emporsteigen seiner Liebe beobachtet und mit ihrem warmen Herzen sein tiefes Leid erkannt. Als sie jetzt in seine todestraurigen Augen sah, da überkam sie ein heißes Mitleid.

„Sei stark, Reinhold,“ flüsterte sie ihm zu, „Milly liebt Dich im Grunde ihres Herzens und einst wird sie zu uns zurückkehren . . .“

„Ich danke Dir, Grete,“ entgegnete er leise, stieß mit ihr an und leerte sein Glas auf einen Zug. Dann setzte er es fest auf den Tisch, rechte seine schlanke, kräftige Gestalt mit Entschlossenheit empor und sagte mit fester Stimme, als sich die kleine Gesellschaft wieder setzen wollte: „Ich muß um Entschuldigung bitten, lieber Onkel, wenn ich mich jetzt schon verabschiede. Ich muß aber morgen früh mit Tagesanbruch eine Patrouille durch den Henningeröder Forst gehen bis hinauf zu dem Gipfel des Kronberges, und da möchte ich gerne noch einige Stunden ruhen. Bis ich nach dem Forsthaus von Oberbrück komme, ist es fast Mitternacht.“

„Erst der Dienst und dann das Vergnügen,“ entgegnete der Rath. „Das ist auch mein Wahlspruch von jeher gewesen. So leid es uns thut, daß Du so früh schon aufbrichst, so dürfen wir Dich doch nicht zurückhalten. Du kommst in den nächsten Tagen wohl noch einmal vor?“

„Ich weiß nicht, Onkel, es giebt jetzt sehr viel zu thun. Die Herbstjagden müssen vorbereitet werden, Seine Durchlaucht wollen große Jagden abhalten.“

„Nun, Du findest wohl auch mal einen Nachmittag heraus.“

Reinhold verabschiedete sich. Grete wollte ihn hinausgeleiten, um ihm die Hausthür zu öffnen. „Bleib nur, Grete,“ sagte er. „Ich gehe durch den Garten, dann erreiche ich gleich den Wiesenpfad, der zum Walde führt.“

Draußen auf der Flur drückte er den grünen Jägerhut fest auf die braune Locken, hing seine Büchse um und trat rasch, mit entschlossenen Schritten in den Obst- und Gemüsegarten, über den das volle Mondlicht der Späthommernacht seinen silbernen Schleier warf.

(Fortsetzung folgt.)

[Nachdruck verboten.]

Die Leopardi-Feier in Italien.

Von Wilhelm Kullmann-Graz.

Zu Beginn des Jahres 1823 wandert ein fünfundsanzigjähriger junger Mann zwischen den Palästen und Gärten des neuen Rom und jenen ehrwürdigen Ruinen der alten Stadt umher, die die Zeugen einer großen Vergangenheit sind. Nichts berührt seinen sinnenden Geist so sehr, als ein unscheinbares Grab, das er im Kloster St. Onofrio aufsucht: das Grab seines Lieblingsdichters Tasso! Er vergießt Thränen an dieser ihm heiligen Stätte, und der Gegensatz zwischen der Dürftigkeit dieses Grabes und den prunkvollen Monumenten, die man längst vergessenen Größen der ewigen Stadt errichtet hat, läßt schmerzliche Gedanken in ihm erwachen. Vielleicht auch, daß sich in diesem jungen Manne eine unbestimmte Ahnung von dem Schicksale regte, das ihn erwartete und das mit dem Leben und Leiden seines Lieblingsdichters so viel Ähnlichkeit hat. Denn der Name dieses Jünglings, der an dem Grabe Tassos Thränen vergießt, ist Giacomo Leopardi.

Zu jener Zeit hatte der junge Graf, der diesen Namen führte, durch seine ersten Canzonen („An Italien“, „An Dante“, „An Angelo Mai“) sich bereits Freunde gewonnen, die sein Talent bewunderten. Niemand aber hatte eine Ahnung davon, daß dieses junge Talent den Flug zu den Sternen nehmen sollte. Heutzutage ist uns Leopardi mehr, als der Dichter des „Befreiten Jerusalem“, denn die Ausströmungen seines Genius sind von jenen Stimmungen und Anschauungen getragen, die in dem Geiste unieres Zeitalters lebendig sind. Leopardi ist, wenn auch seine Muse uns in antikem Gewande entgegentritt, doch ein ganz moderner Dichter, und da seine Feier die erhabensten Töne findet, wenn er der geschwundenen Größe des Vaterlandes seine Seufzer und Klagen nachruft, so begreift man, daß der Name Leopardi jedem Italiener, der nicht im Banne der kirchlichen Anschauungen steht, heilig und theuer ist. Darum rüflet sich das geeinte und seiner nationalen Einheit sich freuende Italien, die Jahrhundertfeier der Geburt Leopardis am 29. Juni d. J. festlich zu begehen, und voraussichtlich wird diese Feier an Wärme und Großartigkeit der allgemeinen Theilnahme nicht weit hinter dem erhebenden Schauspiel zurückbleiben, das die Schillerfeier der Deutschen im Jahre 1859 bot. In Recanati in der Mark Ancona, wo er am 29. Juni 1798 das Licht dieser Welt erblickte, in der Nähe des berühmten Wallfahrtsortes Loreto, wird an diesem Tage das Denkmal Leopardis enthüllt werden und dorthin werden um diese Zeit, sowie später auch nach Neapel, wo sich seine Grabstätte befindet, Vertreter aller italienischen Hochschulen und Verehrer des Dichters aus dem ganzen Lande eine feierliche Wallfahrt antreten. Auf dem Monument in Recanati und auf dem Grabmal in San Vitale in Neapel werden die Deputationen der italienischen Hochschulen Lorbeerkränze aus Bronze niederlegen, im Peristyl der Universität in Rom wird eine Gedenktafel angebracht werden, und das Ministerium des Unterrichts hat Fürsorge getroffen, daß man auch in den Schulen des Landes die Jahrhundertfeier der Geburt des Mannes festlich begeht, der zu den ersten Hierden der nationalen Literatur gehört. Wenn dieser Dichter einst in einem jener Augenblicke der bittersten Melancholie, an denen sein Leben leider so reich war, das Wort ausgesprochen:

„mai non veder la luce
era, credo, il miglior —“

so spricht die Großartigkeit der Feier dafür, daß er nicht umsonst gelebt und gelitten und daß die Bitternisse dieses Erdendaseins für das Volk, das er liebte, reiche Früchte getragen haben.

Das eben zitierte Wort erinnert uns daran, daß Leopardi mit Byron, Goethe, Büschin und Alfred de Musset zu den Trägern einer Epoche der Weltliteratur gehört, in der sich eine mächtige Zeitstimmung spiegelte. Wie Schopenhauer der Philosoph, so ist Leopardi der Dichter des Welt Schmerzes. In demselben Jahre, in dem Leopardi seine ersten Canzonen veröffentlichte, im Jahre 1818, erschien „Die Welt als Wille und Vorstellung“. Leopardi hat dies Werk nicht gekannt, er hat überhaupt nichts von Schopenhauer gelesen, ja es ist mehr als wahrscheinlich, daß er diesen Namen, der erst so spät einen so starken Klang gewinnen sollte, niemals gehört hat. Wohl aber hat Schopenhauer sich mit den Dichtungen Leopardis mit großer Vorliebe beschäftigt und am Schlusse eines Kapitels seiner „Parerga und Paralipomena“, das von der Treulosigkeit des menschlichen Daseins handelt, sagt er: „Keiner hat diesen Ge-

genstand so gründlich und so erschöpfend behandelt, wie in unseren Tagen Leopardi. Er ist von demselben ganz erfüllt und durchdrungen: überall ist der Spott und Jammer dieser Existenz sein Thema, auf jeder Seite seiner Werke stellt er ihn dar, jedoch in einer solchen Mannigfaltigkeit an Formen und Wendungen, mit solchem Reichtum an Bildern, daß er nie Ueberdruß erweckt, vielmehr durchweg anregend und unterhaltend wirkt.“ Und wenn andere Dichter, wie Lenau, sich an den Busen der Mutter Natur flüchten, um den Schmerz dieses Erdendaseins für Augenblicke süßer Träumereien zu vergessen, so empfindet Leopardi die Natur als ein feindliches Wesen, das, höheren Gesetzen gehorchend, dem Elend gegenüber nicht nur kalt und gleichgiltig ist, sondern dem Staubgeborenen, der sich so gerne als „den Herrn der Schöpfung“ bezeichnet, mit Vorliebe feindlich gegenübertritt, das den Hirten auf dem Felde durch den Blitz erschlägt, dem Schiffe im Meere den Felsen entgegenstellt, an dem es scheitert, und das aus dem Innern der Erde Ströme von Lava entsendet, um Städte und Dörfer zu zerstören.

Das berühmteste jener Gedichte Leopardis, die diesen Gegenstand in immer neuen Variationen behandeln, ist „La ginestra o il fiore del deserto“ (Der Ginster oder die Blume der Wüste). Dieses hohe Lied des Welt Schmerzes ist in jener letzten Periode seiner Erdenpilgerschaft entstanden, die er, schwer leidend und von seinem Freunde Ranieri und dessen Schwester gepflegt, in Neapel verlebte. „Auf dem dürren Rücken — Des schauervollen Berges — Vesuvius, des Vernichters —“ wandelt der Dichter sinnend umher, er gedenkt der verjüngten und verschütteten Städte, auf deren Grab jetzt der Ginster, die Blume der Wüste, wuchert und „Erfüllt von Mitleid für der Menschen Schmerzen — Zum Himmel ihre süßen Düste sendet — Zum Trost für diese Wildniß.“ Hierher möge Derjenige, der unser Dasein zu preisen liebt, hierher möge er kommen, um zu sehen, mit welcher Art von Liebe die Natur ihre Geschöpfe behandelt, sie, die der Mensch als seine Mutter verehrt und die in Wahrheit ihm nur stiefmütterlich gesinnt ist.

Sie nennt er Feindin, doch in Treu' verbunden
Scheint ihm die ganze Menschheit.

— Sie ist es auch und war's zu allen Zeiten —

Um gegen sie zu treten.

In allen Menschen sieht er nur Genossen,

Die er mit wahrer Liebe

Umarmet alle —“

Man sieht, der Welt Schmerz Leopardis gelangt zu demselben Schlusse, wie die altruistische Moral des Christenthums: im Kampfe gegen die Natur, die, den ehernen Gesetzen gehorchend, die als blinde Kräfte in ihr thätig sind, dem Menschen mehr feindlich als freundlich gesinnt ist, sollen alle Kinder der Erde wie Brüder in gemeinsamem Bunde stehen.

Gerade in jene letzte Lebensperiode des großen Dichters, die er in Neapel im Hause seines Freundes Ranieri zubringt, fallen übrigens die glücklichsten Augenblicke seines Erdendaseins. Freilich sind es eben nur Augenblicke des Glückes, von denen man reden darf. Als solche bezeichnete er selbst die Stunden, die er mit Platen verplauderte, der im Jahre 1834 in Neapel weilte und dort durch Ranieri mit Leopardi bekannt gemacht wurde. Der deutsche Philologe H. W. Schulz, der gleichfalls in diesen Freundeskreis Eingang fand, erzählt uns darüber: „Platen hatte bereits die Gesänge Leopardis mit Bewunderung gelesen, Leopardi dagegen hörte zum ersten Male den Namen des deutschen Dichters. Das erste Zusammentreffen war kalt und höflich, da Platen bei neuen Bekanntschaften in der Regel einsilbig und verlegen war. Bald aber entspann sich ein inniges, freundschaftliches Verhältnis zwischen diesen ausgezeichneten Männern, und es verging kein Tag, ohne daß Platen seinen kranken Freund auf eine Stunde besuchte. Viele geistige Berührungspunkte vereinten beide Dichter. Beide waren von glühender Begeisterung für das Alterthum durchdrungen und Jeder war ein lebendiger Vermittler klassischen Geistes und klassischer Form bei seinem Volke. Platen bekundete dies durch hohe Sprachkunst und umfassende Kenntniß, er war mannigfaltiger angeregt und sein poetischer Kreis war von größerem Umfang. Der Italiener dagegen stand mehr auf antikem Boden und die Bewunderung der Welt war bei ihm Sache des Gemüths. Werth mußte Leopardi, dessen ganzes Leben ein Klagegedicht auf das gefallene Italien war, ein fremder Dichter sein, in dessen letzten Werken überall eine entschiedene Vorliebe für das italienische Mittelalter durchblickt.“ Hierzu sei bemerkt, daß Platen zu seinen um jene Zeit entstandenen

„Geschichten des Königreichs Neapel“ ein Motto vorsetzte, das dem Gedichte Leopardis an den Grafen Carlo Reppoli entlehnt war.

Beide Dichter, der Italiener und der Deutsche, hatten übrigens noch etwas Anderes gemeint als die Vorliebe für das Alterthum und die Gabe, einem tiefen Gedanken oder einer lyrischen Stimmung eine dichterische Form von klassischer Vollendung zu geben. Es gab da noch ein Drittes, was ihnen gemeinsam war: die Furcht vor der Cholera! Als das Gespenst dieser Krankheit, die Europa damals verheerte, sich Neapel näherte, floh Platen nach Sicilien, und wenn ihn jener große Bürgerengel auch nicht erreichte, so wurde er doch sein Opfer durch die Angst, die ihm dorthin folgte: er erkrankte an einem Leiden, das er für Cholera hielt, und die verkehrte Behandlung, der er sich unterzog, führte am 5. Dezember 1835 seinen Tod herbei.

Leopardi wurde, wie Schulz berichtet, „durch die Nachricht vom Tode Platens tief erschüttert und er hätte wohl gern seine übrigen Tage für den Freund hingegeben.“ In der That konnte dem schwer Leidenden der Tod ja nur als ein Erlöser erscheinen, und doch hatte das Grauen vor der entsetzlichen Krankheit ihn aus der Stadt in die Einsamkeit getrieben; er hatte sich in ein Gartenhäuschen am Fuße des Vesuv zurückgezogen, von wo er erst im Februar 1837 nach Capodimonte zurückkehrte. Bald darauf wurde er von der Krankheit, die schon seit längerer Zeit in seinem Innern wühlte und die von den Erscheinungen der Wasserlucht begleitet war, stärker angefaßt und wieder wurde er von der Angst vor der Cholera geschüttelt. Er wollte am 14. Juni 1837 nach dem kleinen Häuschen am Vesuv zurückeilen, aber während der Wagen vor der Thüre hielt, der ihn dorthin bringen sollte, warf ihn ein heftiger Fieberanfall auf das Lager und in den Armen seines Freundes Manieri hauchte er seinen letzten Seufzer aus. „Fammi veder la luce“ — „laßt mich das Licht sehn“ — waren die letzten Worte, die von seinen Lippen kamen.

Das Unglück, mit dem Leopardi während seines ganzen Lebens zu kämpfen hatte, schien auch an seinem Todeslager nicht Halt machen zu wollen. Wie uns Brandes in der Einleitung zu seiner Leopardi-Üebersetzung erzählt, war von der Sanitätspolizei in Neapel bestimmt worden, daß während der Dauer der Cholera alle Leichen ohne Unterschieß auf dem Cholera-Friedhofe, und zwar innerhalb der ersten vierundzwanzig Stunden nach Eintritt des Todes, beigeseht werden sollten. Dem Freunde Manieri fiel also noch die Aufgabe zu, die Leiche des Dichters vor der Beerdigung in der gemeinsamen Gruft zu schützen und dem Abgeschiedenen ein würdiges Denkmal an der Stelle zu setzen, die das von ihm bewahren sollte, was an ihm sterblich war. Nach mancherlei Schwierigkeiten und langen Verhandlungen mit der Polizei, die er durch Bestechung gewann, gelang es Manieri, dieses Ziel zu erreichen; die Leiche des Dichters wurde in der Gruft der Pfarrherren der Kirche von San Vitale, die außerhalb Neapels in dem Vororte Fuorigrotta an dem Wege nach Pozzuoli liegt, beigeseht. Und mit denselben Gefühlen dankbarer Verehrung, mit denen der Dichter, der hier seine Ruhestätte gefunden, einst als Jüngling in Rom das Grab Tassos aufgesucht, werden Ende Juni Deputationen aus ganz Italien von dem Orte, wo die Wiege Leopardis stand, nach Neapel wallfahrten, um auch an dem Grabe des größten Dichters der neueren Literatur Italiens den Tribut ihrer pietätvollen Kultivierung darzubringen.

Allerlei.

Die Burg Dankwarderode in Braunschweig, welche um 1170 erbaut wurde und deren erste Bestandtheile noch aus der Zeit Heinrichs des Löwen herrühren, ist jetzt dank der Munificenz des Prinzregenten Albrecht nahezu restaurirt. Die Wandgemälde dieses gewaltigen Baudenkmals, eines Seitenstückes zu dem altberühmten Kaiserhaus in Goslar, stellen dar: im Untergeschoß Zeit, Erde, die Thierkreise, die Arbeiten der 12 Monate, die 4 Kardinaltugenden (Weisheit, Tapferkeit, Gerechtigkeit, Mäßigung). Im oberen Theile, dem Festsaal und der Kemenate, sehn wir symbolisch: Heinrich den Löwen und Gemahlin, Turniere, Einzels- und Massenturniere, Lothar von Sachsen, den von 1128—1139 regierenden deutschen Kaiser, mit seinem Schwiegervater, Heinrich dem Stolzen von Bayern, dem Vater Heinrichs des Löwen; ferner die Erstürmung einer Burg, zwei schachspielende Damen, eine Ez- und Trinkszene, spielende Kinder, den Bau des benachbarten, durch einen Gang mit der Burg verbundenen

Domes, unterjochte Stämme Heinrich dem Löwen Tribut bringend, das Bündniß Heinrichs mit Friedrich Barbarossa, Erstürmung der lombardischen Stadt Lortona durch Heinrich den Löwen im Gefolge Barbarossas, Einzug Heinrichs in Jerusalem und seine Rückkehr aus dem gelobten Lande. Alle diese Bilder sind nicht in modernem Stil, sondern im Geiste der Zeit gemalt. Zwei freie Wandflächen sind noch auszuschnüden, dann kann das prächtige Gebäude, das wie kein zweites die Erinnerung an die entschundene Herrlichkeit früherer Jahrhunderte wachruft, wieder dem Zwecke von Hofflichkeiten und nitterlichen Kapiteln dienen.

Muth zum Weirathen. Der bekannte New-Yorker Richter Rudlich, der früher Mitglied einer Batterie Artillerie war, wollte sich beim Freiwilligen-Aufgebot einmischen lassen. Er wurde aber zu seinem Leidwesen abgewiesen, weil er um einige Jahre zu alt ist. Der Richter erklärte nun, daß er, um seinen Muth zu zeigen, bereit sei, zu heirathen. Auf glänzendere Weise vermag man allerdings seinen Muth nicht zu beweisen.

Die Einrichtung eines Elephanten fand kürzlich in der berühmten Barnum-Menagerie in London statt. Einer der Elephanten derselben zeigte sich seit letzter Zeit so widerpenstlich, daß zur Sicherheit der Besucher und der Wärter sein Todesurtheil gefällt werden mußte. Zur Tödtung von Elephanten, die schon mehrfach nöthig geworden und dann gewöhnlich einem erfahrenen Thierarzte übertragen worden war, waren bisher verschiedene Verfahren (Vergiftung, Erstickeln, Verbluten angewandt worden, die sich aber als unzuverlässig, langwierig und gefährlich erwiesen hatten, auch legte die „Königliche Gesellschaft zur Verhütung von Grausamkeit“ gegen die Anwendung dieser Mittel Verwahrung ein. Man einigte sich schließlich auf eine Vollstreckung des Urtheils durch Erdrosselung unter besonderen Vorichtsmaßregeln. Ein Sonntagmorgen wurde dazu festgesetzt, weil die Menagerie dann am wenigsten besucht ist. Zur festgesetzten Stunde hatte sich ein geladenes Publikum eingefunden, viele Zoologen, Thierärzte u. s. w. Der Delinquent, der übrigens den Namen Don trug, 22 Jahre alt und 9000 Pfund schwer war, stand abnunglos und ruhig in dem großen Kelle, in dem man noch 20—30 andere Elephanten belassen hatte, um durch deren plötzliche Entfernung den Todesstandbaten nicht aufzuregen. Man hatte ein neues Manilahansieil dreimal um den Hals des Thieres gemunden, dessen Beine, auseinandergepreßt, an starke Pfosten angeketet waren. Das eine Ende des Taues war in einem Abhänge an drei feste Säulen befestigt, während das andere Ende an eine Doppelreihe von Fischengehäugen angehaft war, an dessen Tafelwerk 90 Mann zum Ziehen angestellt waren. Als Alles bereit war, wurde das Seil langsam und gleichmäßig angezogen, sodaß der ruhig fressende Elefant es gar nicht zu bemerken schien, daß die tödtlichen Schlingen sich immer straffer um seinen Hals legten. Das Thier gab kein Zeichen der Aufregung von sich, und seine Gefährten sahen mit der Gleichgültigkeit der Dickhäuter dem Vorgange zu. Nach Verlauf von genau 30 Sekunden verlor „Don“ das Bewußtsein und fiel so allmählich nieder, als ob er sich freiwillig hinlegte. Man bemerkte keine Spur von Todeskampf und feinerlei Bewegung in irgend einem Theile des riesigen Körpers, auch nicht die geringste Andeutung erlittener Schmerzen. Es dauerte noch einige Minuten, bis das Auge des Erwürgten völlig empfindungslos geworden war, bei noch engerem Anziehen des Seiles ließ er einen tiefen Seufzer aus, nach 6½ Minuten hörte jede Bewegung und Empfindung auf und nach 13 Minuten, vom ersten Anziehen des Seiles gerechnet, trat der Tod ein. Alle Sachverständigen sollen in der Ueberzeugung übereingestimmt haben, daß es kein menschlicheres, schmerzloseres und schnelleres Verfahren geben könne, ein großes Säugethier vom Leben zum Tode zu bringen, als eine solche Erdrosselung.

Vom Büchertisch.

— „Ostasiatische Küstenfahrten“ betitelt sich ein augenscheinlich der Feder eines Kundigen entstammender, reich mit Illustrationen versehener Bericht, welcher zum Theil Orte in China behandelt, die durch die Reise des Prinzen Heinrich von Preußen in den Vordergrund des allgemeinen Interesses gerückt sind. Den fesselnden Aufsatz veröffentlicht in ihrem neuesten Hefte die allbeliebte illustrierte Familienzeitschrift „Zur Guten Stunde“ (Berlin W. 57, Deutsches Verlagsbureau Bong u. Co., Preis des Vierteljahrsheftes 40 Pfa.). Auch in seinen übrigen Darbietungen bringt das Heft viel Interessantes, so einen Aufsatz über die spanische Königsfamilie, Bilder aus dem spanisch-amerikanischen Kriege, eine Schilderung des bekannten Badortes Driburg in Weisfalen, einen populär-wissenschaftlichen Aufsatz über Asbest in seiner wissenschaftlichen Verwendung u. s. w. Daran schließen sich die beiden laufenden Romane, die sich in aufsteigender Spannung entwickeln, eine Humoreske von Julius Solmeyer, sowie in der Gratisbeilage „Illustrierte Klassikerbibliothek“ die Fortsetzung von Vulmers berühmtem Roman „Die letzten Tage von Pompeji“. Die Abtheilung „Für unsere Frauen“ erfreut wieder durch ihre Fülle von praktischen Winken aus allen Gebieten der Hauswirtschaft, Gesundheitspflege u. s. w. Dem Hefte liegt außerdem eine Komposition „Eine Rheinfahrt“ des Dresdener Komponisten und Musikchriftstellers Heinrich Blaschke bei, welche von „Zur Guten Stunde“ in ihrem Preisaussschreiben für Deutsche Hausmuff preisgekrönt worden ist.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Rotationsdruck und Verlaa von Otto Thiele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.